

PORTRÄT:
GERHARD STÖGER

Matteo Haitzmann scheint ein höflicher Mensch zu sein. Entsprechend peinlich ist dem längst in Wien heimischen Salzburger Musiker, dass er auf den Interviewtermin vergessen hat. Mit dem Rad kommt er angehetzt, seine Entschuldigung zählt aber: Er packt gerade für einen Umzug nach Berlin, an der dortigen Universität der Künste will der 31-Jährige seinen Master im Fach „Solo/Dance/Authorship“ machen.

Tanz? Ja, stimmt schon. Haitzmann spielt als studierter Jazz- und Barockgeiger zwar in diversen Ensembles, dem 13-köpfigen Jazz-Flohzyklus Little Rosies Kindergarten etwa oder dem Quintett Alma, das sich traditioneller österreichischer Musik zeitgenössisch nähert. Aber er pflegt noch ein anderes Ausdrucksmittel: Performance und Tanz.

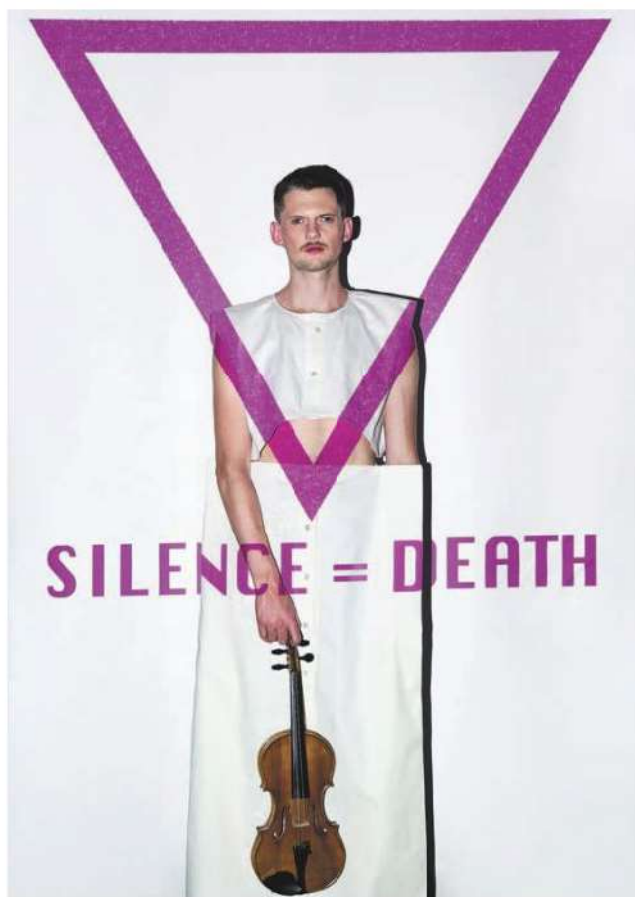
Sein nun als aufwändig gestaltete CD vorliegendes erstes Soloprogramm „Those We Lost“ eint beide künstlerischen Bereiche. Inspiriert durch einen Bildband, würdigt Haitzmann in ausschließlich mit Streichern unterlegten und bei aller Zurückhaltung doch eindringlichen englischsprachigen Balladen Aids-Aktivistinnen und -Aktivisten der 1980er und 1990er, die einst gegen Ignoranz, Vorurteile und die Stigmatisierung als „Homosexuellenseuche“ kämpften; für medizinische Versorgung, Aufklärung und Identitätsstiftung.

Als schwuler Mann und politisch interessierter Menschen versteht er diese in kunstvollen Pop verpackte Danksagung und Erinnerung keineswegs rein historisch. Der Musiker möchte daraus auch Inspiration für gegenwärtigen Aktivismus ziehen – und liefern.

„Dass sich die Kunst aus der Politik heraushält, geht für mich in bewegten Zeiten nicht“, sagt Haitzmann, der zur Thematik von „Those We Lost“ auch einen Workshop für Schulen anbietet. „Ich möchte mich nicht hinter dem Ansatz verstecken, dass Musik eine universelle Sprache sei, ich will mich möglichst konkret positionieren. Natürlich muss nicht jede Musik, die man konsumiert, politisch aufgeladen sein. Auch ich liebe es, einfach einmal ein Tanzkonzert zu spielen, bei dem alle ausgelassen feiern und für den Moment die Welt um sich vergessen. Aber ich wünsche mir, dass kunstschaaffende Personen klar Stellung beziehen.“

Zuletzt arbeitete der Geiger intensiv daran, ein erweitertes Konzertformat zu finden, um seine Botschaft möglichst genau und doch ästhetisch anspruchsvoll zu vermitteln. Auf der Bühne wird „Those We Lost“ nun zu einer sinnlichen Multimediale Show mit Projektionen, Filmeinspielungen und Licht respektive Dunkelheit als wichtiges Element.

Welches Genre-Mascherl er seiner ersten Soloarbeit verpassen soll, weiß Haitzmann nicht so recht, von Pop hat er kaum eine Ahnung. John Cale, klassisch geschulter Viola-Meister aus Wales mit Artpop-Faible? Nie gehört. Dafür schwärmt er mit ansteckender



In seinem Programm „Those We Lost“ verbindet Matteo Haitzmann berührenden Pop mit Multimedia-Performance und Botschaft

FOTO: DALIAN SPIEGEL

Politischer Pop mit Streichquartett

Der österreichische Geiger und Performer Matteo Haitzmann beeindruckt mit seinem Artpop-Solodebüt

Begeisterung davon, wie abgefahren Renaissancemusik sei, die er als Hörer bevorzugt konsumiert: „Ich würde gern stärker in den Pop hineinfinden, aber letztlich fehlt mir da doch oft die Originalität.“

Die eigene Politisierung habe stark mit seiner Sexualität zu tun, erklärt der Musiker und Performer. Selbstverständlich sei auch 2022 nichts, noch nicht einmal in einer Stadt wie Wien. „Schlendere ich mit meinem Freund Hand in Hand die Straße entlang, geht ein Teil von mir immer davon aus, dass ein blöder Kommentar fällt – und das passiert auch regelmäßig“, sagt Haitzmann. Dass er schwul ist, war ihm früh klar, Rolemodels aber fehlten im Salzburger Heimatdorf.



Matteo Haitzmann:
Those We Lost
(Lotus)

Live: Rabenhof,
9.5., 20 Uhr

„Ich war meine ganze Kindheit lang beim Trachtenverein, Schuhplatteln und so weiter also“, erzählt er. „Seit ich zwölf war, lautete die große Frage der vier Dörfer im Umkreis dann: Ist der Matteo jetzt schwul oder nicht? Ich war halt auch leicht lesbar: Fußball hat mich nicht interessiert, die Geige dafür umso mehr.“

Haitzmann ging mit 19 in die Stadt, studierte an der Linzer Bruckner-Uni und an der Akademie der bildenden Künste Wien; er modelte und arbeitete mit dem Choreografen Simon Mayer. Den Lebensunterhalt bestreitet er seit frühen Studientagen mit Musik, durchaus auch einmal im Bierzelt – das er, Feingeist hin oder her, privat nach wie vor gern besucht: „Die Runde muss halt passen.“

Seinen vorläufigen Abschied aus Wien feierte Haitzmann dann auch mit einem fidelem Volkstisch: „Es wurde ausschließlich Volksmusik gespielt, den ganzen Abend getanzt – und selbst meine Freunde von der Bildenden haben es geliebt.“

Der Doku-Thriller „Nawalny“ erzählt über Problemlösung à la Putin

FILMKRITIK:
MICHAEL OMASTA

So wenig Wladimir Putin heute das Wort „Krieg“ über die Lippen kommt, so wenig nannte der russische Präsident seinen schärfsten Kritiker beim Namen. Krampfhaft setzte er bei Presseterminen „der Bürger“, „der Mann“, „die erwähnte Person“ als Synonym für Alexej Nawalny.

Demnach ist schon der Titel, den der kanadische Filmemacher Daniel Roher für sein Werk gewählt hat, ein politisches Statement: „Nawalny“, sein von CNN Films und dem Streamingdienst HBO Max produzierter dokumentarischer Politthriller, kommt diese Woche ins Kino.

Über fünf Monate hat Roher den russischen Oppositionellen mit der Kamera begleitet. Während dieser Zeit lebte Nawalny mit seiner Familie vorwiegend im Schwarzwald und machte sich mit seinem Team an die Aufklärung des Giftanschlags auf seine Person. Dabei kommt dem bulgarischen Investigativjournalisten Christo Grozev vom internationalen Recherchenetzwerk Bellingcat eine zentrale Rolle zu. Mithilfe forensischer Details wird nicht nur der Mordanschlag rekonstruiert, sondern können auch die Attentäter, allesamt Mitarbeiter des Inlandsgeheimdienstes FSB, aufgeforscht werden.

Nawalny ruft seine Mörder an, keiner sagt etwas. Schließlich ändert er seine Taktik, gibt sich einem beteiligten Chemiker gegenüber als Vorgesetzter aus: will wissen, was da schiefgegangen ist. Nowitschok, des Kremls bevorzugtes Nervengift, galt doch als verlässlich letal? Und tatsächlich beginnt der Wissenschaftler aus dem Nähkästchen zu plaudern.

In einem Spielfilm würde man die Szene als zu absurd verwerfen, doch was hier verhandelt wird, ist tödlicher Ernst. „Mord“, meint Alexej Nawalny einmal mit dem ihm eigenen Galgenhumor, sei eben „eine obergeile Art, Probleme zu lösen“.

Der Film endet mit seiner Rückkehr nach Russland im Jänner 2021. Seit damals sitzt Nawalny im Gefängnis. Jetzt im März hat ein Gericht ihn erneut verurteilt, zu neun Jahren verschärfter Lagerhaft.

Ab 6.5. im Filmhaus und Filmcasino (OmU)



Bei seiner Rückkehr hoffte Nawalny auf den Schutz durch Öffentlichkeit